

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 34 (1944)

Heft: 42

Artikel: Die gelben Perlen [Fortsetzung]

Autor: Rabl, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648212>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE GELBEN KERLEN

Abenteuerlicher
Roman

von

Hans Rabl

14. Fortsetzung

Pieter, gewohnt, ohne Frage zu gehorchen, trank rasch sein Glas aus und fasste unwillkürlich nach der Pistole. Jan wartete, und dabei versuchte er, logisch seinen spontanen Einfall nachzurechnen.

Immer tiefer hatte sich in ihm seit Betjes spurlosem, geheimnisvollem Verschwinden die Ueberzeugung gefestigt, jene Zeitungsleute, die das Mädchen hergeschickt hatten, hätten richtig geraten. Irgendwo in der Banda-See gab es den Schlupfwinkel einer mysteriösen Macht, die sich mit allen Mitteln dagegen wehrte, aufgestöbert zu werden. Diese Macht hatte ihm Betje entführt. Sie hatte Grund dazu; allzu unvorsichtig hatte Betje, gerade in dieser Bar, von ihrer Suche gesprochen. Takkür hatte sie mittels seiner Taubenpost gemeldet und der Geheimnisvolle hatte prompt und treffsicher zugeschlagen. Takkür würde auch diesmal verschiedenes in Erfahrung bringen und seinem Meister melden — mehr als gut. Wenn indessen jetzt — Jan verschwörte sich, dass Takkür in diesem Augenblick nichts anderes als diese Meldung schrieb — die Taube vernichtet wurde, erfuhr der Geheimnisvolle nichts von Jans Auszug, blieb ungewarnt. Takkür aber war sicher, das seine getan zu haben und hatte keinen Anlass, seine Depesche zu einem unkontrollierbaren Zeitpunkt zu wiederholen.

Jan drückte seine Zigarette aus. Er glaubte, gut gerechnet zu haben, vorausgesetzt, dass Pieter nicht vorbeischoss. Nun fuhren sie los, morgen schon, in die unmittelbare Nähe jenes Menschen und seiner Gesellen. Es war prachtvoll, dass Brodie gerade auf Tuku Negoro gestossen war. Der malaische Pirat war genau der richtige Mann, um den Dämon der Schildpads zu vernichten. Jan brauchte nur einen Zusammenstoss zwischen beiden Gruppen zu provozieren. Wahrscheinlich gab es dabei Tote. Jan zuckte die Achseln. Weder um Tuku Negoros noch um die Leute des Geheimnisvollen war es schade; wenn sie sich gegenseitig auffrasssen, um so besser; so sparte man den staatlichen Gewalten Arbeit und Opfer.

In diesem Augenblick verliess Herr Takkür seine Schreib-ecke, sagte im Vorübergehen höflich: „Jetzt bin ich gleich wieder zu Ihrer Verfügung, Kapitän!“ und ging hinaus. Jan gab Pieter einen Rippenstoss. So unauffällig wie möglich schlängelte sich der Steuermann durch die Vordertür aus dem Lokal. Jan wartete zwei Minuten. Dann stiess er einen rauen Schrei aus, riss den Hemdkragen auf, packte eine Flasche und schmiss sie in den grossen Spiegel, der den Mittelpunkt der Rückwand bildete. Die Scheibe zerklirrte in tausend Scherben. Der Mixer hatte plötzlich einen Revolver in der Hand und fuchtelte bedrohlich. Ein paar Männer warfen sich auf Jan und rissen ihn zu Boden. Im Eifer verletzten sich sich gegenseitig, fluchten und brüllten. Der Hexensabbat währte, bis Herr Takkür hereinstürzte, in den tobenden Menschenknäuel fuhr und Jan, einigermassen geschlagen ans Licht förderte. „Man überfällt Sie, Kapitän, in meinem Hause?“ rief Herr Takkür wütend. „Ich werde alle diese Burschen —.“

Während der Mixer hastig auf seinen Chef einredete, strich sich Jan unsicher über die Stirn. Herrn Takkür eine Komödie vorzumimen wäre schwierig gewesen; jetzt indessen brauchte er nicht zu spielen; sein Schädel dröhnte

wirklich, verschiedene Körperstellen schmerzten empfindlich. „Ich weiss nicht —“, stammelte er blass. „Ich weiss wahrhaftig nicht —.“

Herr Takkür betrachtete ihn teilnehmend. „Ich kenne das, Kapitän. Sie sahen irgen d etwas im Spiegel, wie? Böse Erinnerung an den Schiffbruch oder dergleichen. Die Nerven weisser Männer vertragen in unseren Zonen keine übergrossen Belastungen. Nun, Ihr Freund wird Sie nach Hause schaffen, und der kleine Trip mit Brodie, Ruhe, Seeluft — das wird Sie wiederherstellen.“ Er wandte sich leiser zu Pieter Lens, der fast gleichzeitig mit ihm wieder im Lokal aufgetaucht war und mit verständnislosem Grimm der Szene folgte. „Konnten Sie das nicht verhindern? Wie unangenehm! Wussten Sie nicht, dass van der Stappen —?“

Pieter zuckte die Achseln. „Natürlich wusste ich“, knurrte er, „aber konnte ich ahnen, dass er losgeht, kaum dass ich zur Tür hinaus bin?“

„Komm, Pieter“, sagte Jan schwach und nahm den Arm des Langen. Durch die immer noch erregten Gäste gehend, von Herrn Takkür geleitet, erreichten sie die Strasse. „Hast du sie?“ flüsterte Jan, als sie allein waren.

„Klar“, antwortete Pieter. „Der Krach ging los, gerade als er aufs Dach kam. Er warf sie und rannte gleich wieder hinunter. Ich knallte. Sie fiel ins Wasser, und der alte Hammerhai, der immer hier herumlungert, schnappte sie weg.“

„Grossartig“, murmelte Jan.

„Und was ist mit dir? Was war da überhaupt? Ich verstehe das Ganze nicht, wollten sie dir etwas?“

„Natürlich hab' ich's künstlich heraufbeschworen. Jetzt halten sie mich für einen Verrückten. Um so besser!“

„Willst du mir nicht erklären —?“

„Nein, Junge. Später einmal.“

„Später? Wann später?“

„Wenn ich“, sagte Jan beinahe feierlich, „mit Betje wieder hier bin.“

* * *

„Guter Gott!“ Betje lochte mit einem kurzen, vorsichtigen Schlag den Golfball auf dem ersten Grün ein und stützte sich veratmend auf den Schläger. „Ray hat wirklich nicht zuviel gesagt. „Das ist kein Golfplatz, das ist eine Wildnis mit neun Löchern!“ Sie reichte Mike, der als Caddy Dienst tat, bei jedem schlechten Schlag bedauernd grunzte und bei jedem gelungenen Jubellieder sang, den Schläger und liess sich auf das struppige, harte Gras fallen. „Wo steckt er eigentlich?“ fragte sie. „Ein sonderbarer Mann! Neulich klagte er, dass er immer allein spielen muss; und jetzt wandere ich einsam über den Platz.“

Mike hockte sich ihr gegenüber. „Er ist nicht da“, sagte er. „Er arbeitet in unserem Laboratorium.“

„Wieso ist er dann nicht da? Ist das denn nicht im Hause?“

„Gott sei Dank nicht. Er experimentiert nämlich in erster Linie mit Sprengstoffen.“

„Ach“, machte Betje nur. Sie sah an dem Gesicht des Iren, dass es keinen Sinn hatte, weiterzufragen; überdies konnte sie sich selbst sagen, warum Ray sich gerade für

Mys Dörfl

Werner Santschi

Mys Dörfl träumet
Am Waldessoum -
Still i de Bäume
Sü Sunntigstrom.

D'Husdedber winke,
Der Rouch stÿgt us,
Und d' Fänschter blinke
Us jedem Hus.

Ds wyss Chilchli füchtet
Im Sunneschyn,
Und d' Glogge sitte
Zur Predig y. -

We jitz mys Müetti
Nid gstorbe wär,
Chäm ds ganz gmüetli
Der Chilchwäg d'här.

La ds Müetti schlafe
Im brune Härd/
S'het schwär gnue gschaffet -
S'isch d'Rueh scho wärt!"

Es isch im Läbe
Halt eintsch so:
Als Tue und Straße
Mues bald vergo . . .

Drum bin i fröhli,
So lang i ma!
I sieb mys Dörfl
Und hange dra!

dieses Gebiet interessierte. Die Selbstverständlichkeit, mit der Mike davon sprach, erschreckte sie. Diese Männer betrieben ihren unterirdischen Kampf gegen England mit allen Mitteln und mit einer kalten Sachlichkeit, als gingen sie dem bürgerlichsten Beruf nach. „Wenn das so ist“, meinte sie endlich, „schlaf ich freilich ohne Laboratorium im Haus wesentlich ruhiger.“

„Ich denke auch“, lachte Mike.

„Helfen Sie ihm dabei?“

Mike schüttelte den Kopf. „Ich möchte wohl, aber er lässt mich nicht. Er sagt, es genügt im Pechfall, wenn einer von uns hochgeblasen wird. Es muss noch einer übrigbleiben, um dies hier zu liquidieren und nutzbar zu machen.“

Betje stand auf. „Kommen Sie, Mike“, sie streckte die Hand nach dem Treiber aus, „das zweite Loch wartet.“

„Das möchte er nicht“, sagte der Ire. „Er hat mir aufgetragen, eines sei für Sie genug. Sie sollen sich nicht überanstrengen.“

„Wie fürsorglich!“ spöttelte Betje.

Mike schien die Ironie nicht zu empfinden. „Ja“, antwortete er, „er ist wirklich der fürsorglichste und gutherzigste Mann, den ich kenne.“

Betje starrte ihn an. Sie wollte lachen. Passte das zu dem Menschen, der zwischen Kolben, Retorten und anderen Betje unbekannten Dingen nach der besten Art suchte, möglichst viele Leute zu töten? Doch, es mochte sein. Vielleicht sorgte er sich wirklich um seine Anhänger, vielleicht litt er, verlor er einen — das trat sicher zuweilen ein, ein ganz harmloser Gegner war der Intelligence Service wohl doch nicht —, vielleicht — — nun, schliesslich hatte er sich ja auch ihrer auf eine Art angenommen, die nicht alltäglich war und für ihn unter Umständen die Entdeckung bringen konnte. „Also gut“, sagte sie, „lassen wir's auf morgen. Gehen wir heim.“

„Er hat mich übrigens gefragt“, berichtete Mike, als falle ihm das beim Anblick des Hauses ein, dessen Kontur sich sacht aus dem grünen Hintergrund mächtiger Bäume schälte, „ob Sie nie etwas lesen. Ich habe gesagt, ich hätte Ihnen schon alles gegeben, was ich besitze. Er hat gelacht: das sei vielleicht ganz gut für die Zeit Ihrer Krankheit gewesen, aber jetzt wollen Sie sicher etwas Vernünftiges. Mit einem Wort, wenn Sie Lust haben, können Sie sich etwas von seinen Büchern aussuchen. Er hat's erlaubt.“

„Wunderbar!“ Betje folgte Mike in Rays Zimmer. Der Arbeitstisch war völlig leer. Der Rundfunkapparat schwieg.

Mit einladender Geste öffnete Mike einen stählernen Schrank. Betje zog einen Sessel davor, setzte sich und musterte die Bücherrücken. Ungefähr so hatte sie sich die Bibliothek des Inders gedacht: in Stahl untergebracht, um sie vor den fressigeren Tropeninsekten zu schützen; viel Medizin, einige Chemie, weit und breit keine schöne Literatur, dafür viel Geschichte. Ausser Büchern, deren ihr unbekannte Lettern wohl Indisch waren, gab es Deutsch, Französisch und Englisch. Sonderbar bei einem Inder, dass nicht Englisch überwog, sondern Deutsch. Betje schwelgte; ein paar Bände holte sie heraus, blätterte sie an, stellte sie wieder hinein. Es war für den Charakter des Besitzers bezeichnend, dass er nirgends Unterstreichungen oder Randbemerkungen gab: die Bände wirkten wie neu; ein kühler Leser, seiner selbst so sicher, dass er sich nicht auf Bleistiftdiskussionen mit den Autoren einliess. Sie stiess auf Macaulays Essay über Warren Hastings; nicht einmal diese Schrift des volkstümlichsten englischen Historikers über den umstrittensten Generalgouverneur Indiens hatte Ray ein sichtbares Zeichen der Anteilnahme abgezwungen. Nur an der Stelle, da von Hastings Freisprechung in seinem Prozess wegen Amtsmisbrauchs die Rede ist — von der Freisprechung des Mannes, der sein Amt dazu missbrauchte, indische Prinzessinnen vor den Augen eines unabsehbaren Pöbels auspeitschen zu lassen —, fand sich im Papier ein feiner, halbmond förmiger Abdruck. Der Leser mochte eine Sekunde lang die Nägel in das Buch gekrallt haben, ehe er, den lodern den Hass wieder in die eisigste Tiefe des Herzens drängend, weiterstudierte.

Betje liess den Band in den Schoss sinken. Sie wollte Rays Gefühlen nachspüren. Unversehens glitten ihre Gedanken ab. Sie war bei Jan. „Mike?“ sagte sie leise, mit der Stimme eines bettelnden Kindes, „Mike —?“

Der Ire, der ganz still gewartet hatte, neigte sich vor. „Ja?“ fragte er feinhörig. „Ist etwas?“

„Mike, Sie haben doch Verbindung mit Ambo. Ich weiss es. Sie haben die Brieftauben. Könnten Sie nicht versuchen —? Ich möchte so unbeschreiblich gern wissen, was der Kapitän treibt. Wie es ihm geht. Er muss in Not sein — ich habe doch diese schändliche Verhandlung gehört —, seien Sie gut zu mir, Mike, machen Sie's möglich!“

O'Dwyer räusperte sich. „Will's versuchen. Eigentlich hätt' uns das selbst einfallen können. Aber, was nicht ist —“. Verlegen zog er seine Hand aus der ihren; ihr Druck war so glühend gewesen, als habe sie schon empfangen, was er nicht einmal fest zu versprechen wagte. Er stand rasch auf. „Nun“, fragte er in beiläufigem Tonfall, „haben Sie etwas gefunden?“

Sie schüttelte den Kopf und liess noch einmal die Augen an den Bücherreihen entlanggehen. Plötzlich griff sie zu. Ein wenig gesondert standen da vier Werke: der Koran in einer französischen Uebersetzung, das Taoteking in einer englischen, der Rigweda, Indiens heiligste Schrift, in dem von allen Schlacken gereinigten Urtext, wie der deutsche Gelehrte Max Müller ihn zum Nutzen aller Inder wiederhergestellt hat, und endlich, in deutscher Sprache, die Bibel. „Jetzt“, sagte sie gepresst, „hab' ich etwas gefunden.“ Rasch hielt sie ihm das Buch hin, damit er ihre Augen nicht sehe. Das Leuchten, das in ihnen glühte, durfte er nicht bemerken.

„Die Bibel!“ Mike war verblüfft. „Dass Sie gerade dieses Buch — na ja, es gehört auch zu denen, die zu lesen man sich immer vornimmt, und nachher tut man's doch nicht.“

„Was?“ fragte sie erstaunt, „Sie haben sie nicht gelesen?“

Mike schupfte die Achseln: „O doch, zum Teil. Das Ge ständnis schien ihn keineswegs zu beschämen. Als Bube im Religionsunterricht bei Pater O'Rourke.“

Sie hatte sich wieder in der Hand. „Glauben Sie noch alles, Mike, was Pater O'Rourke Sie gelehrt hat?“

„Das meiste“, antwortete Mike mit halbem Lachen.

„Dann sind Sie aber doch, alles in allem, fromm. Wie vereinen Sie das —?“

Er verstand sofort. „Das ist kein Gegensatz“, rief er hitzig. „Kein Ire kann fromm sein, ohne gegen England zu kämpfen. Gegen England zu kämpfen, wann, wo, wie immer — das ist auch Frömmigkeit, denn es ist Kampf fürs Vaterland und seine Freiheit!“

Malaiische Schiffer pflegen ihre Kähne nicht zu kaufen. Auch Tuku Negoro tat das nicht. So war, als van der Stappen anderntags mit Pheasant und Brodie am Kai stand, am Heck des Schoners in blindgewordenen Goldbuchstaben immer noch zu lesen: „Texas Girl — Galveston“. Der Himmel mochte wissen, wie das Mädchen aus Texas in die Banda-See und die Hand eines Malaien gekommen war. Die schöne

Frau stiess beim Anblick des schmucken Schiffchens, das ihr für die nächste Zeit gehören sollte, einen Ruf des Entzückens aus. Brodie lächelte zufrieden und fragte: „Nun, Kapitän, wie gefällt Ihnen diese Sorte von Frau? Eine Ueerraschung, wie?“

Obgleich Jan darauf vorbereitet war, musste er ehrlich bejahren. Kein Mann, der einmal auf einem Segelschiff angemustert hatte, konnte den Reizen des Schoners widerstehen. Seine Masten waren ungewöhnlich hoch und neigten sich stark nach rückwärts; Die Linien des Schiffskörpers waren leicht und elegant gezogen, es musste eine Wonne sein, die „Texas Girl“, deren Erbauer durch die Schule der berühmten China-Clipper gegangen schien, vor einer anständigen Brise herlaufen zu lassen, und der Seemann in Jan bedauerte lebhaft, nur als Begleitperson, nicht als Schiffer angeheuert zu sein. (Fortsetzung folgt)

Karlchen Krauseminze kommt zu einer Erbschaft

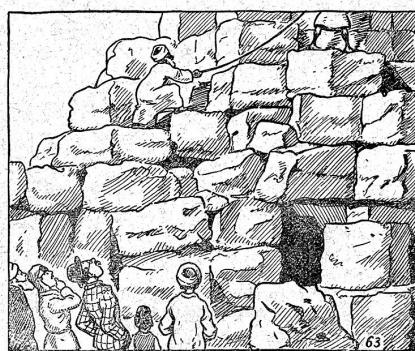
von G. Th. Rotman
Nachdruck verboten
10. Fortsetzung



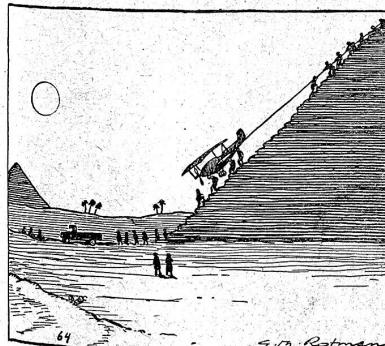
61. Aber.... «wo ist das Flugzeug geblieben?» rief der Pilot, blass vor Schrecken aus, als man bei der Sphinx ankam. Es war nämlich spurlos verschwunden. Dann, plötzlich, zeigte Karlchen auf die grosse Pyramide... Wahrhaftig, da schwebte das Ding, in der Höhe, ganz oben auf der Spitze von Pharaos Grabmal...



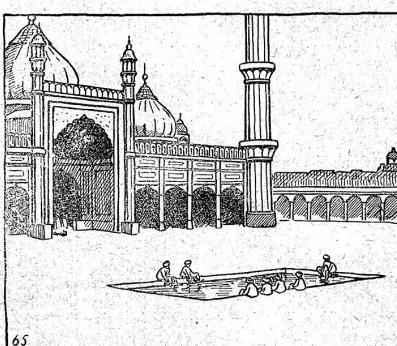
62. «So etwas habe ich noch nie erlebt!» rief der Pilot, «das ist ja die reinste Zauberei!» Ein Araber aber, der in der Nähe herumspazierte, bewies bald, dass echte Zauberei nicht besteht und immer bloss Schein ist. Er teilte mit, dass ein paar andere Araber einen Rundflug hätten machen wollen, ohne sich darauf zu verstehen und dann oben auf der Pyramide gelandet wären.



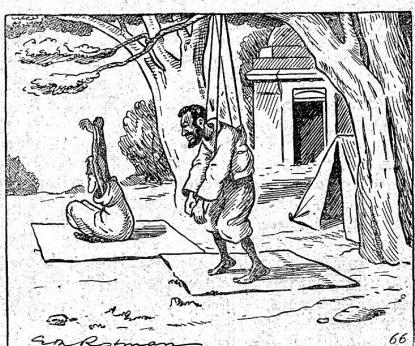
63. Wenn er's nur nicht selber getan hat! flüsterte der Pilot. Aber, wie dem auch sein möchte, das Flugzeug musste von der Pyramide herunter. Die Pyramide, deren ursprüngliche glatte Granitbedeckung, welche sie zu Pharaos Zeiten bekleidete, schon längst verwittert und verschwunden ist, besteht aus stufenweise aufeinander gestapelten Steinblöcken und ist mit ein wenig Mühe zu besteigen. Bald gingen dann auch die mitgebrachten Araber mit Seilen an die Arbeit.



64. Der Mond stand schon hoch am Himmel, als endlich die Maschine von dem 140 Meter hohen Bau heruntergeschafft wurde; vorsichtig ging's, Schritt für Schritt. Es war eine seltsame Kombination: die neueste Erfindung des 20. Jahrhunderts auf einem der ältesten Bauwerke der Welt!



65. Das Flugzeug, das seltsamerweise noch gut davongekommen war, wurde nun nach einem geeigneteren Startplatz geführt, von wo man am nächsten Morgen aufstieg. Mit einer kurzen Zwischenlandung kam man am Nachmittag des zweiten Tages in Delhi in Vorderindien an. Hier bewunderten sie die grosse Moschee; vor derselben befand sich auf dem ausgedehnten Platz ein grosses Wasserbecken, in welchem die Araber sich die Füsse waschen, ehe sie in die Moschee eintreten.



66. Als sie auch in der Umgebung der Stadt umherspazierten, sahen sie dort zwei Hindus, welche ganz verkümmert aussahen. Der eine stand aufrecht, wobei er sich aber mittels einer Art Gürtel an einem Baum aufgehängt hatte. Der andere, der am Boden sass, hielt unausgesetzt die Arme in die Höhe; diese Arme waren ganz verschrumpelt.